Eine historische Ohrfeige.

Ferdinand der Siebente, der Gemahl der späteren Königin-Regentin Christine, hatte durch eine pragmatische Sanktion im Jahre 1830 — kurz vor der Geburt der späteren Königin Isabella — die Ansprüche weiblicher Nachkommen auf den spanischen Thron sicher gestellt und dadurch zugleich die Erbansprüche seines Bruders Don Carlos zerstört. Als nun wenige Jahre später der König Ferdinand in eine schwere Krankheit verfiel, suchte die carlistische Partei, an deren Intriguen sich auch der Premierminister Calomarde betheiligte, den todtkranken König zu bewegen, von der pragmatischen Sanktion zurückzutreten. Die Carlisten hatten keinen Augenblick mehr zu verlieren; Calomarde setzte das Instrument, durch welches die Tochter des Königs von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, auf und erlangte ohne große Schwierigkeiten die Unterschrift des todtkranken Königs. Die Königin Christine, durch Nachtwachen geschwächt, entmuthigt, verlassen, von Feinden umgeben, hatte nicht die Kraft, dem Complott Widerstand zu leisten. Die in der Form eines Codicills zum Testament des Königs verfaßte Urkunde war kaum unterzeichnet, als Ferdinand in einen lethargischen Schlaf verfiel. Man nahm an, er sei todt, und Calomarde erklärte öffentlich, daß er es sei. Der französische Gesandte telegraphirte die Nachricht nach Paris, und Christine dachte daran, zu fliehen! Ihre Sachen wurden thatsächlich schon gepackt. Don Carlos gerirte sich als König. Die Höflinge begrüßten ihn mit dem Titel Majestät, das Volk sammelte sich um den Palast, bereit, dem neuen Souverän zu huldigen. Da ereignete sich etwas ganz Unerwartetes. Die ältere Schwester der Königin Christine, die Infantin Carlotta, Gemahlin eines jüngeren Bruders des Königs, des Infanten Franz de Paula, erschien plötzlich auf der Scene. Donna Carlotta hatte seiner Zeit die Heirath ihrer Schwester Christine mit dem König Ferdinand vermittelt und auch bei dem Zustandekommen der pragmatischen Sanktion ihre Hände im Spiele gehabt. Jetzt kam sie wie ein Wirbelwind in den Palast des sterbenden Königs. Sie hatte in ihrer Residenz, tief im Innern von Andalusien, erfahren, was vorging: Die Krankheit des Königs, sein vermuthliches Ende, die Intriguen der Carlisten, ihrer Schwester verzweifelte politische Lage und die muthmaßliche Zerstörung ihres eigenen Werkes. Ohne Zeit zu verlieren, hatte sie anspannen lassen und war in fliegender Eile herbeigeeilt, entschlossen, um jeden Preis ihrer Nichte Isabella die Krone zu retten. Die erste Person, auf welche sie im Palast stieß, war kein Anderer, als Calomarde selbst. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung in der Gallerie des königlichen Schlosses. Calomarde versuchte die Infantin am Weitergehen zu hindern. Die Infantin überhäufte ihn mit Vorwürfen. Als aber Alles nichts half, schrie sie, außer sich vor Aerger, den Premierminister an: „Ah, Sie wollen mir den Eintritt verweigern!“ und damit gab sie ihm eine schallende Ohrfeige. Der Minister war einen Augenblick starr vor Verwunderung, dann aber verbeugte er sich und sagte gezwungen lächelnd: „Weiße Hände beleidigen nicht, Senora!“ — „Aber sie treffen,“ antwortete die Infantin, und damit eilte sie in das Gemach des Königs. Hier fand sie ihre Schwester Christine, die völlig den Kopf verloren hatte, unfähig einen Entschluß zu fassen. Sie apostrophirte sie auf italienisch: „Du bist eine Theaterkönigin!“ Und ohne weiter von ihrer Schwester Notiz zu nehmen, schreitet die Infantin auf das Bett zu, wo der König ausgestreckt liegt, faßt ihn an den Arm, schüttelt ihn und ruft: „Fernando, Fernando, antwortet mir! Der König öffnet die Augen und stiert umher. Sobald die Infantin dies bemerkt, zieht sie ihn aus dem Bette, stellt ihn auf seine Füße, richtet ihn auf, führt ihn ans Fenster, reißt dieses auf, und schreit, indem sie den beinahe todten Körper dem erstaunten Volke zeigt, mit lauter Stimme: Gutes Volk, sieh her, Dein König ist nicht todt! Diese aufregende Scene, wenngleich Calomarde's Antwort auf die Ohrfeige durch die weiße Hand der Infantin Carlotta Berühmtheit erlangt hat und in Spanien sprichwörtlich geworden ist, drehte die Dinge um, wie man einen Handschuh umdreht. Ferdinand, ins Leben zurückgerufen, erfuhr, was vorgefallen war und wurde von einer rasenden Wuth gegen den Premierminister und gegen seinen Bruder Don Carlos erfüllt. Diese Wuth stellte ihn soweit wieder her, daß er seinen Willen kund thun konnte, und er lebte noch gerade lange genug, um die Urkunde, die ihm von Calomarde abgeschwindelt worden war, zu zerreißen, ein neues Ministerium zu ernennen und seine Gattin Christine zur Regentin zu machen. So wurde durch die „weißen Hände“ einer energischen Frau dem Schicksal des spanischen Volkes und der spanischen Dynastie eine entscheidende Wendung gegeben.

— In der Verlegenheit. Ein Officiersbursche, welcher einen Auftrag an eine Dame auszurichten hat, findet dieselbe nicht zu Hause, begegnet ihr aber kurz nachher auf der Straße. „Gnädige Frau,“ sagt er, sie ehrfurchtsvoll begrüßend, „ich war soeben in der freundlichen Abwesenheit Ihrer persönlichen Gegenwart bei Ihnen!“

— Anzeige. Heute wurde am hiesigen Magistratsgebäude der schwarze Kasten, worin künftighin die Verlobten, die zur Ehe übergehen wollen, in gesetzmäßiger Weise aufgehangen werden müssen, befestigt!

Der Kaffeegraf.

Ein merkwürdiges Menschenschicksal.

Wer Hamburg kennt, hat sich gewiß auch an den landwirthschaftlichen Reizen erfreut, mit denen das rechte Elbufer hinter Altona bis über Blankenese hinaus geschmückt ist. Eine malerische Hügelkette zieht sich dicht am Ufer entlang und die welligen Gelände sind bedeckt mit Obst- und Blumengärten, in und zwischen denen weiße Häuser mit rothen Ziegel- oder blauen Schieferdächern zerstreut liegen. Von dort aus schaut man auf den Strom, der auf seinem breiten Wasserrücken zahllose Fahrzeuge trägt, die unter vollen Segeln oder von pustenden Dampfmaschinen getrieben, entweder nach langer Fahrt dem Hafen zustreben oder von neuem dem Meere entgegeneilen. Gewöhnlich werden diese Fahrzeuge auf ihrem Wege durch Fernrohre von prüfenden Blicken aus einem der Gärten verfolgt, denn unter den Leuten, die dort wohnen, sind nicht wenige, die selbst Jahrzehnte hindurch die Meere befuhren; alte Seelöwen, die sich manche steife Brise um die Ohren haben wehen lassen, sich nun „am Wall“ zur Ruhe gesetzt haben und Abends bei einem Glase steifen Grogs ihre „Garne spinnen“, d. h. Erzählungen aus ihrem bunten, wechselvollen Leben im Kreise von Freunden und Angehörigen zum Besten geben, während sie am Tage den Verkehr auf der Elbe kritisch Revue passiren lassen. Aber auch sonstige Rentiers gibt es dort genug; Leute aller Art, die es zu etwas gebracht haben und nun, inmitten einer reizvollen Umgebung, behaglich den Abend ihres irdischen Daseins verbringen.

Noch vor Blankenese liegt hart am Elbufer das Kirchdorf Nienstedten, rühmlichst bekannt durch seine treffliche, große „Elbschloßbrauerei“ und noch weiter vielleicht durch „Jacob“, dessen Küche und Keller von Gourmands, die Hamburg je besucht haben, hoch gepriesen werden. Dicht vor Nienstedten stand früher am Elbufer ein einfaches, aber schmuckes Haus mitten in einem hübschen Garten. Das Haus machte einen besonders einladenden Eindruck, namentlich zur Frülingszeit, wenn im Garten die Rosen ihre Knospen zu öffnen begannen und die Kirschblüthen auf das niedrige Dach herabregneten. In diesem Hause wohnte noch zu Anfang der vierziger Jahren mit seiner Gattin der „Kaffeegraf“, wie er allgemein genannt wurde. Es gibt noch gegenwärtig bejahrte Leute, die den stattlichen alten Herrn mit dem markanten Mulattenkopfe, den dichten, schneeweißen Wollhaaren und dem ebenso schneeweißen Knebelbart gekannt haben und sich noch lebhaft seiner ganzen Erscheinung erinnern. Er trug stets einen Frack von blauem Tuch mit goldenen Knöpfen und mit weißer Seide gefüttert, eine weiße Piqueweste, ein feines Spitzenjabot, enganliegende, gelbe Hosen und elegante Stulpstiefel, die bis zur halben Wade reichten. Seinen niedrigen, steifen Filzhut mit breiter, geschwungener Krempe und einem breiten Atlasbande, vorn mit einer großen goldenen Schnalle geziert, hielt er bei gutem Wetter meistens in der rechten Hand, während seine Linke ein zierliches Stöckchen von spanischem Rohr mit goldener Krücke stets hinter seinem Rücken verbarg. Alles in Allem war der „Kaffeegraf“ trotz seiner fremden Eigenart doch eine sympathische, ja vornehme Erscheinung, und jedermann trug ihm vollen Respekt entgegen. Dabei war er ein leutseliger Herr, der sich gern unterhielt und namentlich bei der Jugend beliebt war, die von ihm reichlich mit den Früchten seines Gartens beschenkt wurde. Auch sonst übte er im Leben eine noble Freigebigkeit und, wo es einem nützlichen Zwecke galt, konnte man immer auf seine Börse rechnen, denn der „Kaffeegraf“ war ein wohlhabender Mann; „er lebte“, wie man in Hamburg sagt, „sein Geld.“ Er und seine Gattin, eine schlichte, stille Frau, die eigentlich mit ihren blauen Augen und ihrem ganzen norddeutschen Typus wenig mit dem Aeußeren ihres exotischen Mannes übereinstimmte, führten eine musterhafte, wenn auch zu beider Bedauern kinderlose Ehe.

Wer aber war nun der „Kaffeegraf“? Ja, das ist nicht so schnell gesagt, aber wenn ich im Nachfolgenden näher mit ihm bekannt mache, will ich meine Mittheilungen über seine seltsame Schicksale doch möglichst zusammendrängen, um nicht allzu viel Raum in Anspruch nehmen zu müssen. Wenn Charles Sealsfield diese Schicksale gekannt hätte, würde er einen ganzen Roman aus ihnen gemacht haben. Ehe ich jedoch meine Mittheilungen beginne, muß ich bemerken, daß dieselben nicht etwa auf Erfindung beruhen, sondern durchaus wahr sind.

Als in Frankreich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die große Revolution anhob und die Parole: „Liberte, egalite, fraternite!“ auf ihre bluttriefenden Fahnen schrieb, da hallte ihr Donnerruf auch übers Weltmeer nach Westindien, wo die Negersklaven lange genug unter den Peitschen der Pflanzer die Zähne geknirscht und die Fäuste geballt hatten. Auf San Domingo warfen die Sklaven ihr Joch ab und übten an ihren Herren eine entsetzliche Rache. Mord und Brand, namenlose Gräuel und Verheerungen machten das herrliche Eiland zu einer Wüstenei.

Heimlich entwichen von den benachbarten Inseln Sklaven in Menge und schlossen sich ihren befreiten Brüdern auf San Domingo an. So flüchteten sich auch von einer großen Kaffee- und Zuckerplantage in der Nähe von Kingston auf Jamaika in finsterer Nacht zwei Sklaven. Der eine war ein herkulisch gebauter Vollblutneger und hieß Henry Christophe, der andere dagegen ein schlanker Mulatte, Jean Martin benamset. Henry Christophe war als Knabe in seiner Heimath, einem der ostafrikanischen Küstenländer, von englischen Sklavenjägern geraubt und von einem „Ebenholz“-Händler nach Jamaika verkauft. Sein Herr hatte sich seiner wohlwollend angenommen und dem intelligenten Knaben sogar eine gewisse Schulbildung zu Theil werden lassen, aber dessen Seele dürstete nach Freiheit, und je größer und stärker er wurde, desto mehr wuchs sein Verlangen, die Fesseln, in die man ihn gezwungen, wieder abzuwerfen. Dazu erfüllte ihn der kriegerische Sinn seines Stammmes. Er lechzte förmlich fieberhaft nach Kampf und Gefahr, um das unbändige Kraftgefühl, das ihm fast die Muskeln sprengte, austoben zu können.

Von ganz anderem Schlage war sein Freund, der Mulatte Jean Martin. In ihm verleugnete sich das kaukasische Blut seines Vaters nicht. Auch er hatte wie sein Freund, durch das Wohlwollen ihres gemeinschaftlichen Herrn eine leidliche Schulbildung genossen, und auch ihn beseelte der Drang nach Freiheit, aber dieser Drang war friedlicher Natur. Er sehnte sich hinaus in eine Welt, wo man keine Sklaverei kannte, um dort mit freien Menschen als freier Mensch auf gleichem Fuße zu leben und zu verkehren. Der Kampf auf San Domingo reizte ihn nicht. Die Gräuel, welche seine Halbbrüder dort verübten, stießen ihn sogar ab.

Henry Christophe und Jean Martin führten ihre Flucht unangefochten aus und landeten glücklich auf San Domingo, wonach der erstere den Aufständischen sofort anschloß, während Jean Martin sich nach einer Gelegenheit umsah, nach Europa zu gelangen. Diese Gelegenheit fand sich. Auf der Reede lag eine Hamburger Bark, deren Mannschaft zwei Matrosen durch das gelbe Fieber verloren hatte. Jean Martin bot dem Kapitän seine Dienste an, und dieser heuerte ihn gern für die Rückreise. Damals nahm eine Fahrt von Westindien nach Hamburg eine erkleckliche Zeit in Anspruch, und gerade diese Reise währte ungewöhnlich lange, denn die Bark hatte öfters mit widrigen Winden zu kämpfen; es dauerte über ein halbes Jahr, ehe sie angesichts des ragenden Michaeliskirchthurmes beim alten Baumhause den Anker auf den Grund des Heimathhafens fallen lassen konnte. Jean Martin hatte sich auf dem Schiffe als ein munterer, anstelliger Bursche bewiesen, der sich vorzüglich mit seinen Vorgesetzten und seinen Kameraden zurechtfand und deshalb mit ihnen im besten Einvernehmen lebte. Die ihm zugewiesene Arbeit führte er leicht und gewandt aus und war ein stets aufgeräumter Gesellschafter, der sich auch bald in der Unterhaltung mit Allen gut zu verständigen wußte. Jean Martin sprach perfekt Französisch und Englisch; als er jedoch in Hamburg an's Land stieg, sprach er ebenso perfekt Plattdeutsch und hatte damit für die alte Hansastadt seine Sprachkenntnisse ausreichend vervollständigt, denn damals war in Hamburg Plattdeutsch die alleinige Umgangssprache, im Hause des regierenden Bürgermeisters sowohl wie in der letzten Schifferschenke. Jean Martin hatte durchaus nicht die Absicht, sich der Seefahrt als Beruf zu widmen, sondern versuchte es, in Hamburg eine andere, ihm mehr zusagende Beschäftigung zu finden. Er fand auch bald eine solche und zwar als Aufwärter in einem viel besuchten Kaffeehause in der Bergstraße, neben der St. Petrikirche. In diesem Kaffeehause war er bald der Liebling aller Gäste, die den flinken dunkelfarbigen Ganymed mit seinem freundlichen, anstelligen Wesen ganz wie ihresgleichen behandelten. Jean Martin fühlte sich in seiner Stellung so wohl, daß er Jahre hindurch nicht daran dachte, sie zu verlassen.

Es war damals bekanntlich eine ereignißreiche Zeit. Das Rad der Weltgeschichte stand keinen Augenblick still. Jeder Tag brachte etwas Neues. Von Frankreich her kamen die sensationellsten Nachrichten. Dort war die Blutmaschine der Guillotine in rastloser Thätigkeit gewesen. Königliche Häupter waren unter dem Messer derselben gefallen. Dann wurde das Regiment der Schreckensmänner hinweggefegt. Ein junger, kühner General hatte mit rücksichtsloser Faust der Gewalt bemächtigt und die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt. Der neue Kaiser korrigirte an der Spitze seiner allzeit siegreichen Armeen unaufhörlich die Karte von Europa. Alte Staaten verschwanden unter einem Federstriche seiner Hand und neue Staaten entstanden auf ein Wort seines Mundes. Die Grenzen des französischen Kaiserreiches dehnten sich immer weiter aus, und endlich schlossen sie auch Hamburg in ihre Polypenarme.

In dem Kaffeehause an der Bergstraße konnte man jetzt häufig außer den bürgerlichen Stammgästen französische Offiziere sehen, und Jean Martin hatte oft genug den Dolmetscher zu machen. Er hatte die Ereignisse, die an ihm vorbeigezogen waren, mit sorgfältig prüfenden Blicken betrachtet, stets den „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“ eifrig studirt und konnte für einen verständigen Politiker gelten. Natürlich waren ihm auch die Begebenheiten jenseits des Weltmeeres und zwar besonders in Westindien nicht entgangen. Auch dort hatten sich wundersame Dinge zugetragen.

San Domingo war von den aufständischen Negern behauptet und zu einem selbständigen Staat gemacht worden. Dazu hatte Henry Christophe, der Jugendfreund von Jean Martin, nicht wenig beigetragen. Er hatte sich bald durch seinen kühnen Muth, sein militärisches Geschick und seine allgemeine Intelligenz so hervorgethan, daß ihn der Diktator Toussaint l'Ouverture, auch ein früherer Negersklave, zum Brigadegeneral ernannte. Toussaint l'Ouverture wurde 1801 von dem französischen General Leclerc besiegt und gefangen nach Frankreich geführt, wo er zwei Jahre später in der Citadelle von Joux starb. Nun riß auf San Domingo der wilde Jean Jacques Dessalines die Herrschaft an sich und ließ sich als Jakob der Erste zum Kaiser von San Domingo ausrufen, aber seine Willkür und seine Grausamkeiten bereiteten seiner Gewalt ein baldiges Ende. 1806 brach eine Empörung gegen ihn aus und der Kaiser wurde ermordet. Hierauf theilte sich die Insel in zwei Republiken, in den Mulattenstaat San Domingo und in den Negerstaat Hayti. General Henry Christophe wurde Präsident von Hayti, doch 1811 stürzte er nach berühmtem Muster die Republik und verwandelte sie in ein Königreich, zu dessen König er sich als Heinrich der Erste krönen ließ. König Heinrich der Erste richtete sich einen glänzenden Hofstaat ein. Er schuf Herzöge und Grafen in schwerer Menge, stiftete einen Orden und bediente sich der Einkünfte des Landes mit verschwenderischer Hand.

Das alles wurde natürlich auch in Hamburg in dem Kaffeehause an der Bergstraße von den Stammgästen des Längeren und Breiteren häufig besprochen, und Jean Martin machte kein Hehl daraus, daß der jetzige König von Hayti sein alter Jugendfreund sei. Dann forderten ihn die Gäste regelmäßig auf, doch zu jenem zurückzukehren; vielleicht mache er sein Glück; Kellner in einem Kaffeehause könne er ja immer wieder werden.

Jean Martin hatte nicht übel Lust, solche Rathschläge zu befolgen. Das Leben in Hamburg hatte seit der Franzosenherrschaft viel von seiner früheren Gemüthlichkeit verloren und er war überzeugt, daß sein alter Freund, König Heinrich, ihn mit offenen Armen empfangen würde, aber der Weg nach Westindien war weit und Jean Martin hatte — kein Geld. Der lebenslustige Mulatte hatte bislang nicht an's Sparen gedacht, und was er verdiente, das verpulverte er wieder. „Auf die hohe Kante“ wurde nichts gelegt. Doch dieses Hinderniß wurde beseitigt. Als eines Abends wieder die Gäste energisch in ihn drangen, sich doch nach Hayti auf den Weg zu machen, und er den Grund angab, weswegen er das nicht könne, erbot sich einer der täglichen Gäste, der wohlsituirte Seifensieder Matthias Sievers, ihm das nöthige Reisegeld zur Hand zu stellen. Dafür mußte Jean Martin sich verpflichten, wenn es ihm drüben glücke, dem biederen Hamburger Seifensieder einige Sack Kaffee von der besten Sorte zu schicken.

Jean Martin empfing das Reisegeld und fuhr auf einem Hamburger Schiffe — dieses Mal als Passagier — nach Hayti. Es glückte ihm dort wirklich. Sein alter Jugendfreund König Heinrich nahm ihn, hocherfreut über das unvermuthete Wiedersehen, in der That mit offenen Armen auf, hing ihm das Großkreuz seines Ordens um den Hals und machte ihn zum Grafen von Limonade. Auf den ersten Blick könnte man glauben, Se. schwarze Majestät sei ein humoristisch-sarkastischer Herr gewesen und habe mit diesem Titel auf die frühere Kellnerthätigkeit des nunmehrigen Grafen anspielen wollen, aber dem ist doch nicht so. Es existirt in Hayti ein Flüßchen, das, vielleicht seines wohlschmeckenden Wassers wegen, Limonade heißt, und auch die umgebende Landschaft wird so genannt. Diese Landschaft verwandelte König Heinrich in eine „Grafschaft“ und schenkte dieselbe seinem Freunde gleichzeitig mit dem erwähnten Titel. Der Graf von Limonade war indessen keineswegs gesonnen, seine Fortuna lediglich der Freigebigkeit seines königlichen Freundes zu verdanken; er wollte seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu Gunsten des Staates verwerthen, und da sich bald zeigte, daß keiner im ganzen Königreiche so gut wie er die europäischen Verhältnisse kannte und von der europäischen Politik unterrichtet war, so ernannte ihn der König ohne weiteres zum Minister des Auswärtigen und zum Präsidenten des Kabinets.

In Europa hatten sich mittlerweile von neuem gewaltige Ereignisse begeben. Napoleons Stern war auf den Schnee- und Eisgefilden Rußlands untergegangen und die Völkerschlacht bei Leipzig hatte seine Macht vollends zertrümmert. Auch Hamburg war der französischen Herrschaft wiederum entledigt, aber diese hatte dem Wohlstande der Stadt und ihrer Bürger tiefe Wunden geschlagen. Mancher, der früher mit Dukaten hatte klingeln können, freute sich jetzt, wenn er die zum Leben nöthigen Schillinge hatte. Auch der frühere Wohlstand des uns bekannt gewordenen Seifensieders Matthias Sievers hatte starke Einbuße erlitten. Sein verwaister Neffe, der in seinem Geschäfte groß geworden war und der seine einzige Tochter heirathen und dann die Seifensiederei für eigene Rechnung hatte übernehmen sollen, war in die Hanseatische Legion getreten und in dem Gefechte auf der Veddel von einer französischen Kugel zu Tode getroffen worden. Der alte Sievers empfand diesen Tod sehr bitter, und sein schon ohnehin durch die Ungunst der Zeiten leidendes Geschäft nahm immer mehr den Krebsgang. Da wurde der Graf von Limonade der Retter in der Noth. Er hatte seine Verpflichtungen gegen den wackeren Sievers keineswegs vergessen, und eines Tages erhielt der nichts ahnende Seifensieder aus Hayti nicht nur ein paar Sack, sondern gleich eine ganze Schiffsladung vom besten Kaffee, durch deren Verkauf er wieder ein ebenso wohlhabender Mann wie früher wurde. Mit dem Kaffee war auch ein ausführlicher Brief von Jean Martin an den alten Sievers gekommen und ferner ein huldvolles Schreiben Sr. Majestät des Königs von Hayti, worin Allerhöchstderselbe dem biederen Hamburger Bürger die zweite Klasse des „Sternes der Antillen“ verlieh. Matthias Sievers war nicht wenig erstaunt.

Doch sehen wir uns wieder nach Jean Martin, dem Grafen von Limonade, um! Er wirkte als Ministerpräsident redlich nach besten Kräften zum Nutzen des Landes und stand bei allen Gutgesinnten in höchster Achtung, bis 1820 eine Militärverschwörung gegen den König entstand, um diesen zu stürzen. König Heinrich besaß nicht die Macht, der Verschwörung bändigend gegenüber treten zu können und, um nicht lebend in die Hände seiner Gegner zu fallen, schoß er sich am 8. Oktober des genannten Jahres eine Kugel durch den Kopf. Nun wurde auf's neue die Republik proklamirt. Jean Martin beschloß, dieser nicht zu dienen, und trat nach dem Tode seines königlichen Freundes von seinen Aemtern und Würden zurück. Er realisirte unbeanstandet seine beträchtliche Habe und kehrte nach Hamburg zurück. Dort heirathete er die einzige Tochter des alten Sievers, deren Bräutigam, wie erzählt, auf der Veddel gefallen und die selbst längst ein sogenanntes „spätes Mädchen“ geworden war. Dann kaufte er sich Haus und Garten in Nienstedten und zog dorthin, wo ihn der Leser zu Anfang dieser ebenso wahren wie seltsamen Geschichte als „Kaffeegraf“ gefunden hat.

Ich kann meine Geschichte jetzt schließen und brauche nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Woher Jean Martin den Namen „Kaffeegraf“ bekommen hat, weiß ich nicht. Ob derselbe auf seine einstige Thätigkeit als Kaffeehauskellner hinzielen sollte oder mit der Schiffsladung Kaffee von Hayti zusammenhing oder endlich — und das ist wohl am wahrscheinlichsten — auf seine kaffeebraune Hautfarbe Bezug hatte, muß dahingestellt bleiben. Vielleicht hat irgend ein Witzbold diesen Namen eben seiner Hautfarbe wegen für passender gefunden als den eines Grafen von Limonade. An Getränk erinnerten ja beide. In der Mitte der vierziger Jahre endete der „Kaffeegraf“ sein vielbewegtes Leben, nachdem ihm zwei Jahre früher seine Gattin bereits vom Tode entrissen war. Sein Vermögen erbten entfernte Verwande seiner Frau. Beide Eheleute schlummern neben einander auf dem Kirchhofe zu Nienstedten, und auf ihrem schlichten Grabsteine steht:

Hier
ruhen die sterblichen Reste
von
Jean Martin,
Grafen von Limonade,
und
seiner Gemahlin,
Dorothea geb. Sievers.
1. Cor. 15, 55.

Ein sagenhaftes Messer.

An der Mauer des Stadthauses in Bolsward (Friesland) war als Wahrzeichen ein Messer befestigt gewesen, dessen Bedeutung bei einer jüngst erfolgten Ausbesserung des Gebäudes und der Wiederanbringung dieses Werkzeuges wieder aufgefrischt wurde. Es ist eine Art salomonisches Urtheil mit dieser Legende verknüpft. Zwei Jungen sahen zu, wie ein Schwein geschlachtet wurde, und sie verabredeten sich, dieses Spiel auch einmal zu spielen, natürlich mit der Folge, daß derjenige, der die Rolle des Schweins übernommen hatte, getödtet, und der andere zum Mörder wurde. Die Frage, wie die Uebelthat zu bestrafen wäre, scheint dem Magistrat großes Kopfzerbrechen gekostet zu haben, da man sich über die Zurechnungsfähigkeit der Jungen nicht einigen konnte. Man half sich aber dadurch, daß man dem des Mordes beschuldigten Jungen zugleich ein Goldstück und einen prächtigen Apfel vorzeigte und ihn aufforderte, eins von den beiden zu wählen. Da der Junge alsbald nach der Frucht griff, wurde die Zurechnungsfähigkeit des Jungen verneint und der Junge freigesprochen, aber angeordnet, daß das Messer zur Warnung für die kommenden Geschlechter an der Mauer des Stadthauses befestigt werden sollte; auf einer silbernen Platte auf dem Heft ist der Name des Jungen eingravirt.

— Indirect. „Sie sehen jetzt bedeutend gesünder aus als sonst!“ — „Das verdanke ich nur dem Doctor Wutzler!“ — „Sie scherzen — das ist ja ein Thierarzt!“ — „Keineswegs — er hat meinem, auch an der Fettsucht laborirenden Mopperl einen dreistündigen Spaziergang täglich verordnet!“

— Große Schulden. Lieutenant: „Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Marie!“ Kommerzienrath: .... „Herr Lieutenant, ich kenne Ihre Verhältnisse sehr genau. — Um Ihnen zu helfen, müßt' ich Ihnen schon geben zwei meiner Töchter.“

— Auch eine Hilfe. A.: „Du, ich muß morgen meinen Schneider bezahlen; kann ich auf Dich rechnen, wenn mir etwas fehlen sollte?“ B.: Selbstverständlich; ich helfe Dir den Kerl 'nauswerfen!“

— Pech. Gauner: „Das heißt aber Pech haben! Mühe ich mich da einen ganzen Monat ab, von rückwärts durch die Mauer ein Loch zur Kasse des Bankhauses zu brechen, und derweil macht der Bankier vorne — bankrott!“

— Ein Schwerenöther. Dame (auf dem Balle): „Warum warfen Sie mir vorhin immer solche Blicke zu?“ „Lieutenant: „Verzeihen Sie, verehrtes Fräulein, ich habe an Ihrer Schönheit genascht!“

Unter uns Frauen.

Der Mann verliert durch die Ehe seine Freiheit.
Kant.

Hilflose Männer.

Es wird so sehr viel und so allgemein über Frauenstimmrecht debattirt, daß ich dies Thema nun gerne den Anderen überlassen will und mich heute zur Abwechslung mit dem starken Geschlecht, natürlich in respektvoller Entfernung, befassen möchte. Wir Frauen beneiden die Herren der Schöpfung um ihre politischen Vorrechte, ihre sociale Ausnahmsstellung, wir hören es alltäglich, daß die Männer stets gewisse Privilegien vor uns voraus haben werden und haben müssen, und doch zerrinnt all' diese Herlichkeit und vielbewunderte Größe in Nichts, wenn wir einmal recht neugierig hinter die Coulissen oder die geheimnißvollen Gardinen blicken und dann die Männer in ihrer ganzen großen — Hilflosigkeit erschauen. Wohl gibt es Ehemänner, welche genug Charakterstärke und so wenig Bequemlichkeit besitzen, um sich auch trotz der bindenden Rosenfesseln, welche die holden Gattinnen ihnen ganz unmerklich anzulegen bemüht sind, eine gewisse Selbstständigkeit zu wahren wissen, aber ihre Zahl ist winzig im Vergleich zu jenen, welche trotz der zur Schau getragenen Herrschermiene sich mit tragischer Resignation in bedauernswerthe, hiflose Wesen verwandeln lassen. — Natürlich trägt Niemand anderer als die Frau Schuld an diesem unwürdigen Zustande der angeblichen Beherrscher des Weltalls. Diese zierlichen Weibchen und später etwas korpulenteren Weiber haben eine eigenthümliche Sucht, mit ihren hochweisen Näschen alle Angelegenheiten des Gatten auszuspioniren, sie besitzen eine unbeschreibliche und unmerkliche Kunst, langsam aber sicher den Mann derart zu beeinflussen, zu beherrschen und zu verwöhnen, bis schließlich aus dem so mißhandelten Objekt ein durchaus unselbstständiges, hifloses, großes Kind werden muß.

Es ist vielleicht Unrecht, aus der Schule zu schwatzen, aber jenen jungen Neulingen in der Ehe, die vielleicht Lust verspüren sollten, ihre respektiven Goliat-Männer zu kleinen, hilfsbedürftigen, nachgiebigen Zwerglein zu verwandeln, möchte ich nachstehend einige von den tausend bewährten Mittelchen für diese Wunderkur verrathen.

Erstens suche man gleich im Anfang der Ehe, wo alles, was das „angebetete“ Weibchen thut, noch durch den milden Beigeschmack des honigsüßen Wonnemondes einen ganz besonderen Reiz erhält, die Sorge für den kleinen täglichen Krimskram des Mannes ihm liebevoll abzunehmen. Das Einfügen der Knöpfchen in Manschetten, Kragen etc. ist ja für solche geschickten Feenhände ein Kinderspielzeug, es macht ihr nur Vergnügen und es ist so selig, dieses Mühsals nun ein für allemal enthoben zu sein. Nach und nach wird ihr dann die kleine Sorge für die wenigen Artikelchen, welche zur Kompletirung der Herrentoilette nöthig sind, wie ein ganz selbstverständliches Privilegium zufallen, sie darf die neuesten „Four-in-hands“ kaufen, die gebrauchten reinigen, ihm Alles hübsch vorbereiten, daß auch nicht das Geringste fehlt, wenn er Abends seinen Frack oder „Tuxedo“ anzieht, die fein säuberlich und sorgfältig gefalteten seidenen Taschentücher ihm in die Rocktasche stecken. Ferner darf sie sich auch darum kümmern, daß die Anzüge stets flecken- und faltenlos erhalten werden, die Absätze niemals schiefgetreten, die Schuhriemen niemals verknüpft und zerrissen sind. Mit ganz unglaublicher Selbstverleugnung und einem rührenden Opfermuth lassen sich die Herren solche Usurpation ihrer angestammten Rechte gefallen und ergeben sich auf Gnade und Ungnade ihrer kleinen Beherrscherin.

Zweitens bemühe sich der eben verheirathete „süße Engel“, sobald das Pärchen einen festen Wohnsitz aufgeschlagen hat, alle jene Speisen, welche dem Männchen ganz besonders gut munden, für ihn selbst zuzubereiten. Ein Mann mag noch so herrschsüchtig und eigenwillig sein, einem solchen Eroberungsplan gegenüber wird er sanftmüthig die Waffen strecken und sich der höheren Macht unterordnen.

Drittens beobachte man seine kleinen Gewohnheiten, wo er am liebsten seine Zeitungen, Cigarren, Pantoffel etc. aufsucht, und dann veranstalte man es so, als ob eine unsichtbare gütige Fee diese Gegenstände gerade dann vor ihn hinzaubern würde, wenn er sie herbeisehnt, und merkwürdiger Weise werden selbst die gescheutesten Männer solchem Zauberspuk unterliegen und ohne Anwendung von Vernunftgründen an diese dumme Märchenwelt glauben. —

Wohl gibt es noch zahlreiche ähnliche probate Mittel, aber erstens dürften die bereits genannten für den Anfang genügen, zweitens muß im gegebenen Fall manches doch nach eigenem Gutdünken der Individualität des Objektes angepaßt werden, und drittens fürchte ich, irgend ein männliches Wesen könnte ganz zufällig mit unseren „Tricks“ bekannt werden, und sie alle durch kluge Gegenmaßregeln kraftlos machen. Hoffentlich geschieht das nicht, denn ich kann den Damen, welche thun wie eben geschildert, versichern, daß sie so die rührend hilflosesten Männer erhalten, welche sich ohne ihre Frauen ganz verloren oder unglücklich fühlen. Sie wissen weder wo ein Kragen oder Taschentuch zu finden, noch können sie ohne deren liebenswürdige Hilfe einen Toilettenwechsel vornehmen, eine Reise antreten etc., noch aber schmeckt ihnen das Essen außer am eigenen Tisch, noch fühlen sie sich so recht behaglich außer in der Umgebung und Nähe Derjenigen, die ihnen so systematisch alle Hilfe geleistet, bis das Männchen ganz hilflos geworden. —

Zum Schluß kann ich nicht umhin, noch eine kleine Warnung hinzuzufügen, damit junge, unerfahrene Frauen nicht etwa die Mittel benutzen, ohne die möglichen Folgen ganz zu kennen. Wer seinen Gatten zu einem hilflosen Mann macht, hat ein Böses zu befürchten, nämlich, daß der so Mißhandelte diejenige, welche ihn seiner Freiheit und Selbstständigkeit heimtückisch beraubt, sich manchmal ermannt und zur Strafe mit seiner ganzen Achtung vielleicht sogar Liebe bedroht. Nun gibt es manche Frauen, die so thöricht sind, sich davor nicht zu fürchten, ja im Gegentheil solche Aeußerungen noch zu provoziren. Dann behalten natürlich jene bösen Zweifler Recht, welche da behaupten, die Liebe sei purer Egoismus, denn wie würden die Frauen sonst, nur um ein Zeichen von Achtung oder Liebe zu erhaschen, und um ihren eigenen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, zu solch verwerflichen Mitteln greifen, welche den Gegenstand ihrer Verehrung zu einem bedauernswerthen hilflosen Manne stempelt? Es gäbe nur ein versöhnendes Moment für die böse selbstische Handlungsweise der Frauen, und das wäre, daß die hilflosen Männer ihre Frauen mit gleichen Waffen bekämpfen und besiegen würden.

Indische Weisheit.

In einem jüngst erschienenen Buche des Sir Monier-Williams, eines hervorragenden englischen Sanskritkenners, finden sich folgende, auf die Ehe bezügliche Citate aus alten indischen Geschichten: „Heirathe weder,“ so heißt es in dem metrischen Gesetzbuche Manu's, „ein Mädchen mit rothen Haaren, noch eine kränkliche Natur, oder eine, die zu wenig oder zu viel Haare hat, oder die zu viel spricht, oder die geröthete Augen hat, oder die den Namen eines Sternbildes, eines Baumes, eines Flusses, eines Berges, eines Baches, einer Schlange, eines Sklaven, eines schrecklichen Gegenstandes hat. Heirathe eine schön geformte, nicht ungestaltete Frau, die einen gefälligen Namen hat, einen Gang, wie der Gang des Blitzes oder des Elephanten (!), Zähne und Haare in bescheidener Anzahl und einen zarten und harmonischen Körper. Man muß den Frauen bei Nacht und am Tage ihre Abhängigkeit von den Ehemännern fühlbar machen. Aber wenn sie die weltlichen Vergnügungen lieben, lasset sie ihren Neigungen folgen. Es ist unnütz, sie einzuschließen und zu überwachen. Die bestbewachte Frau ist diejenige, die sich selbst bewacht. Die Frau vermeide das Trinken, schlechte Gesellschaften, den Schlaf außer der Zeit und das Wohnen fern von ihrem Herrn. Die Frau sei fröhlich und erleuchte das Haus ihres Herrn wie ein glänzendes Licht oder wie die Göttinnen des Glücks.“

— Fatale Gewissenhaftigkeit. Gläubiger: „.... Wissen Sie was? — Wir wollen die 43 Dollars abrunden: ich bin mit 40 Dollars zufrieden!“ Schuldner: „Warum sollen Sie 3 Dollars verlieren? .... Borgen Sie mir lieber noch 7 Dollars, dann bin ich Ihr runder 50 Dollars-Schuldner!“

— Zu ängstlich. „...Denken Sie sich, Fräulein, heute Nacht träumte ich, ich lief mit Ihnen auf der Eisbahn; — da fielen Sie...ich aber fing Sie auf und gab Ihnen einen Kuß!“ „Ach! es hat's doch Niemand gesehen?!“

— Enttäuscht. Fremder: „Giebts denn hier eigentlich gar keine Vergnügungen in der Stadt?“ Hoteldiener: „O doch; tanzen Sie?“ Fremder (lebhaft): „Leidenschaftlich sogar..“ „Hoteldiener: „Schad', da hätten 's vierzehn Tage früher kommen müssen, da war hier Kirchweih!“

— Redlich reingebracht. Toni: „Du, Michel, der Hirsebauer, der hat Dich mit der Kuh, die er Dir unlängst verkauft hat, gehörig betrogen!“ — Michel: „Dös macht nix! I hab ihm gestern a Pferd verkauft, mit dem is er tüchtig angeschmiert, — da hab ich's wieder redlich 'reingebracht!“

— Ansicht. Sohn (junger Arzt): Ich komme eben von Frau Neumann; sie will krank sein, ich weiß aber gar nicht, was ihr fehlt. — Vater (ebenfalls Arzt): Um Gotteswillen Junge, das hast Du ihr doch nicht gesagt? — Sohn: Nein. — Vater: Gott sei Dank! Glaube mir, mein Sohn, die gesunden Patienten sind die besten.

— Uebertrumpft. Als ich neulich in der Schweiz war, habe ich ein neunfaches Echo gehört! — B.: Das ist noch gar nichts, bei meiner letzten Schweizerreise hörte ich ein Echo, wenn man da hineinschrie: „Wie gehts?“ dann schallte es zurück: „Ich danke, und Ihnen?“

— Grob. Aeltliche Dame (der eben ein Heirathsantrag gemacht worden ist): Das kommt mir so unerwartet, Herr Schulze, Sie müssen mir Zeit lassen! — Herr: Noch mehr Zeit? Ja, haben Sie denn noch sehr viel übrig?

— Auch ein Grund. Sie sind doch so reich, weshalb geben Sie nie an arme Leute ein Almosen? — Sehr einfach. Sie kennen doch das schöne Wort: „Was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu!“ — Na, und ich bin doch kein Almosen-Empfänger!

— Ein guter Kerl. Einbrecher: Wo ist Ihr Mann? — Frau: Der liegt unterm Bett! — Einbrecher: So? Na, dann werde ich Ihnen nichts nehmen, wenn sie solch einen Fatzke zum Mann haben, sind Sie bestraft genug!